

Citation style

Weber, Bernd: review of: Dieter Pferdekamp (ed.): Elisabeth Hoemberg, Dein Volk ist mein Volk. Tagebuch und Briefe 1938-1946, Münster: Aschendorff Verlag, 2016, in: Westfälische Forschungen, 68 (2018), p. 578-583,
<https://www.recensio-regio.net/r/4aee1e98d8e14b4d8185c907a0ca898c>

First published: Westfälische Forschungen, 68 (2018)



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Diese Bemerkungen sollen den Wert dieses qualitativ hochwertigen Buches jedoch nicht schmälern. Vielmehr sollen sie zeigen, wie anregend und fruchtbar sich die Lektüre dieser methodisch ausgefeilten Publikation erweist.

Münster

Sebastian Schröder

Elisabeth Hömberg, *Dein Volk ist mein Volk. Thy People – My People. Tagebuch und Briefe 1938-1946*, hg. von Dieter Pferdekamp, übersetzt und kommentiert von Renate Rensing, Aschendorff Verlag, Münster 2017. 332 S., geb., € 19,90.

Dieses Buch zählt zweifellos zu den bedeutenden Tagebüchern, Briefen und Zeugnissen der vom NS-Regime bestimmten Jahre 1938 bis 1946 und ist somit in mehrfacher Hinsicht eine Entdeckung: zum einen, weil es sich um die Wiederentdeckung eines 1950 erstmals in London in englischer Sprache erschienenen Buches handelt, das hier wie in den USA und Kanada in kurzer Zeit mit positiven Besprechungen, unter anderem in der *New York Times*, eine große Resonanz fand, „nicht zuletzt unter Intellektuellen und Fachwissenschaftlern“ (S. 326).

Die Autorin, 1909 im kanadischen Toronto geboren († 1994), hatte an den Universitäten Toronto, Paris und Frankfurt a.M. neben Englisch Geschichte und historische Geographie studiert; im Rahmen eines Stipendiums „der ‚Gertrud Lucas Davis Exchange Scholarship‘ für ein Studium in Berlin von 1934 bis 1935“ (S. 322) lernte sie dort den später in Münster tätigen Historiker Dr. Albert Karl Hömberg (1905-1963) kennen, den sie 1938 in Toronto heiratete. Ohne diesen Weg zu bereuen, war ihr gleichwohl „schmerzhaft“ bewusst, dass sie nun „keine Kanadierin mehr, sondern eine Deutsche war“ (S. 6). Gemeinsam mit ihrem Mann fuhr sie im Dezember 1938 mit der *Bremen* von New York nach Deutschland: „Wir laufen jetzt in die deutsche Bucht ein, sagte Albert ‚Ja und geradewegs in ein Gefängnis, sprach ich leise vor mich hin“ (S. 7). Im Wissen um die Pogromnacht und die Aufhebung der Rechtstaatlichkeit seit 1933 machten sich beide Hömbergs keinerlei Illusionen über den Charakter des NS-Regimes, so dass ihre „Gedanken immer um die Angst vor einem Krieg kreisten“ (S. 12) – schon im Jahr 1938. Diese Zeitumstände waren es auch, die die Autorin zu Beginn des Zweiten Weltkriegs motivierten, wieder „eine Art Tagebuch zu führen“ (S. 332), das samt der Briefe an und von ihrem Mann den Zeitraum vom 6. Oktober 1939 bis zum 17. April 1946 umfasst. Der spätere Buchtitel „Thy People, My People“ (Dein Volk ist mein Volk) der englischen Originalausgabe bezieht sich auf das biblische Buch Ruth und bringt ein „Versöhnungs- und Friedensmotiv“ (so der Herausgeber, S. 329) zur Sprache, das die Autorin von Beginn an mit ihrem Tagebuch verband, die „Hoffnung, ein solches Tagebuch könnte eines Tages denen, die uns teuer sind, helfen, den Abgrund, der sich zurzeit zwischen uns bildet, zu überbrücken“ (S. 332).

Diese Hoffnung, einen Beitrag zu leisten, „wie je wieder Verstehen“ (S. 135) möglich sei, sollte mit der ersten Buchausgabe teilweise auch in Erfüllung gehen, da das Tagebuch – wie gesagt – in der Buchfassung 1950 sogleich „im angloamerikanischen Raum von Fachwissenschaftlern vielfach rezipiert“ wurde (S. 326) und so zumindest einen Perspektivwechsel ermöglichte. So nutzten und nutzen renommierte britische Historiker wie Allan Bullock in den 1950er Jahren und bis heute z.B. Ian Kershaw diese Aufzeichnungen für ihre Werke zur deutschen Geschichte in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft. Das Buch ist heute zudem eine Wiederentdeckung, weil es in den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts trotz der Arbeit der Autorin an einer deutschen Übersetzung bei deutschen

Verlagen auf Desinteresse stieß (vgl. S. 328f.). Nachvollziehbar ist das nur durch das Ausmaß der Verdrängung, der Auslöschung der Vergangenheit, deren einzigartige Verbrechen in der frühen Bundesrepublik geschichtsvergessen nur einer kleinen Minderheit von Tätern zugeschrieben wurden, während alle anderen sich mehr oder minder als Opfer dieser Zeit verstanden.

Die besondere Qualität des Tagebuchs und der Briefe ergibt sich aus der Authentizität der Beobachtungen einer umfassend gebildeten Zeitzeugin samt ihrer elaborierten sprachlichen Kompetenz, die passagenweise – etwa in der Charakterisierung von Personen oder der Beschreibung von Landschaften und Stimmungen – ein hohes literarisches Niveau zeigt. Dies gilt gleichermaßen auch für die Briefe ihres Mannes, die einen erheblichen Umfang des Gesamtwerks einnehmen. Wenn schon nicht im Titel, so hätte diese Mitautorenschaft im Innentitel des Buches zwingend genannt werden müssen, zumal gerade die Briefe von Albert Hömberg samt seiner auch selbstkritischen Aufzeichnungen zum Versagen der Gelehrten angesichts des Aufstiegs und der Etablierung der NS-Herrschaft, der Anpassungsbereitschaft der Professoren und der damit verbundenen geistigen Selbstentauptung Deutschlands besonders aufschlussreich sind (vgl. S. 34-42). Zuvor sei noch der kritische Hinweis erlaubt, dass die chronologisch angelegten Kapiteleinführungstexte dieser Buchausgabe angesichts der Überschriften, Anmerkungen und der hier verarbeiteten neueren zeitgeschichtlichen Literatur offensichtlich vom Herausgeber verfasst und gestaltet wurden, ungeachtet der Einfügung von Zitaten Elisabeth Hömbergs (z.B. S. 133). Dies hätte für Leserinnen und Leser deutlich angemerkt werden sollen. Als verdienstvoll ist der Anhang mit dem Personenregister der in Tagebuch und Briefen genannten Personen ebenso zu nennen wie das erfolgreiche Bemühen des Herausgebers, Fotos von Elisabeth und Albert Hömberg und ihrer Familie zu ermitteln und im Buch zu präsentieren.

Völlig verfehlt wäre es, von diesem Buch nur als „einem schönen, kleinen Roxeler Geschichtsbuch“ zu sprechen.¹⁶ Hömbergs hatten im Januar 1939 in Roxel, damals ein Dorf vor, heute ein Stadtteil von Münster, eine „kleine Wohnung“ beziehen können, die neu war und über fließend Wasser und eine Zentralheizung verfügte. Da sie mit ihren drei Kindern Philipp (*1939), Peter (*1941) und Beata (*1944) in diesem Dorf mit ca. 2.100 Einwohnern lebten, kommen sowohl der Dorfalltag im Zweiten Weltkrieg als auch all das, was man von hier vom Stadtleben in Münster mitbekam, zur Sprache. Angesichts des Wohnorts der Herkunftsfamilie Albert Hömbergs in Witten fehlt aber auch der Blick ins Ruhrgebiet nicht. Durch die Briefe Hömbergs aus Paris – er war 1940 zur Wehrmacht eingezogen und noch im gleichen Jahr zum dortigen Oberkommando der Luftwaffe versetzt worden, wo er bis 1944 blieb – werden erstaunlich genaue Einblicke in das Kriegsgeschehen vermittelt. Nicht zuletzt erhält man in der Perspektive Elisabeth Hömbergs, die von April 1945 bis April 1946 als Chefdolmetscherin für die englischen Stadtkommandanten in Münster arbeitete, einen Einblick in politische Weichenstellungen dieses Nachkriegsjahres.

Aus der Vielfalt der Gehalte dieses Buches, das auch als Liebeszeugnis des Ehepaars Hömberg gelesen werden kann (vgl. z.B. S. 172, 180, 241f.), sollen hier einige Aspekte näher vorgestellt werden. Dabei ist insgesamt der geistig-politische Erkenntnishorizont der Autoren – ihre prinzipielle Absage an das NS-Regime und ihre proeuropäische Grundhaltung – zu berücksichtigen, der in die Sichtweisen einfließt und gerade von hier die Lektüre so spannend macht, weil deutlich wird, was von einem solchen Standort alles schon im nationalsozialistischen Deutschland im Vorfeld des Krieges und im Verlauf desselben gewusst bzw. plausibel

¹⁶ So Herausgeber Dieter Pferdekampf im Magazin des Roxeler Heimat- und Kulturkreises 2015.

vorhergesehen werden konnte. Die Nachbarn und Gesprächspartner in Roxel empfanden die Autorin, die samt Familie in der Dorfgemeinschaft zwar als „Außenseiter“ gesehen wurde, aber keineswegs isoliert war (vgl. S. 52, 71, 130), als eher „pro britisch eingestellt“ (S. 52). Sie selbst verstand sich bisweilen als „unparteiische Beobachter[in]“ (S. 56) und schrieb – wie ihr Mann – von angloamerikanischen Fliegern und Truppen als „unseren Vetter[n]“ (S. 140, 150) bzw. „unseren Freunden“. Darin kam die Hoffnung auf einen Sieg der westlichen Alliierten ebenso zum Ausdruck wie das Wissen darum, wie existentiell gefährdend der Krieg für sie selbst und ihre Kinder war.

Wahrnehmungen, Einstellungen und Perspektiven innerhalb der Bevölkerung am Beispiel von Personen in Roxel, Münster und Witten: Das Ehepaar Hömberg und Alberts Wittener Herkunftsfamilie waren sich schon im Frühjahr 1939 sicher, dass ein Krieg „unvermeidbar“ (S. 12) sein würde. Ebenso sicher waren sie sich, dass es im Sommer 1939 für sie keine Chance gab, „eine Ausreisemöglichkeit [nach Kanada] zu bekommen“ (S. 16). Im unmittelbaren Vorfeld und bei Entfesselung des Krieges begegneten ihnen Skepsis bis Kritik – etwa bei einer Rotkreuzschwester (S. 15) –, die Begeisterung eines Parteigenossen (S. 19) und – allerdings zunächst nicht lang anhaltende – „offene Bestürzung“ (S. 22).

Angesichts der so unerwarteten militärischen Erfolge im Frühjahr 1940 kamen dann geradezu groteske Illusionen auf, England sei so schnell zu schlagen wie Polen. Im Jahr 1943 machte dann ein Gerücht die Runde, im besetzten Holland seien jetzt japanische Truppen stationiert, „um demnächst für uns in England einzumarschieren“ (S. 148) – Illusionen, die bei NS-Parteigängern 1944/45 angesichts der neuen V-Waffen nochmals irrealer, ‚Endsieg‘-Erwartungen speisten, obwohl man die alliierte Überlegenheit im Luftkrieg auch an der sogenannten Heimatfront überall erleben konnte. Die im Juni 1943 bei einer Bahndurchfahrt sichtbaren Zerstörungen im Ruhrgebiet kommentierte Albert Hömberg sarkastisch: „Das Ruhrgebiet wird bald ein Ort für Sommerfrische sein“ (S. 138).

Indirekt spiegelte sich in Gesprächen Elisabeth Hömbergs mit dem Direktor eines Rüstungskonzerns (‚Bochumer Verein‘) im Sommer 1943 auch dessen Wissen um das Ausmaß der NS-Verbrechen, wenn dieser sagte, „dass wir den Krieg gewinnen würden; er meinte, wir müssten einfach“ (S. 149). Unter der Roxeler Landbevölkerung hingegen hörte sie Menschen, die „frei von Hass“ waren. Für eine alte Mutter waren ferner Freund und ferner Feind „alle Gottes Kinder; ein Gott, täglich beleidigt durch sehr reale Feinde nahebei“. Zu diesen gehörten für sie jene, „die den Dorfpriester bedroht und die ihre Söhne eingezogen haben, um in fremden Ländern gegen Menschen zu kämpfen, mit denen sie keinen Streit hatten“ (S. 68).

Das Spektrum der von Elisabeth Hömberg erlebten Haltungen innerhalb der Bevölkerung reichte vereinfacht gesagt von den Mitläufern, die nicht „über den Tellerrand“ (S. 144) hinausschauten und gerade so das Regime mehr oder weniger mittrugen, über die offenen Parteigänger und -funktionäre, darunter nicht zuletzt junge Menschen (z.B. S. 151), bis hin zu denen, die ihre resistente bis geistig-oppositionelle Haltung nicht verleugneten, ohne faktische Handlungsmöglichkeiten zu sehen, die für das NS-Regime unmittelbar bedrohlich gewesen wären.

Leben und Überleben im Krieg: Der Zweite Weltkrieg, auch wenn er anfangs nach der schnellen Niederlage Polens und durch den ‚Sitzkrieg im Westen‘ noch nicht unmittelbar als solcher erlebt wurde, trat mit den Anfangsverlusten unter jungen Infanteristen und Luftlandetruppen, die im Winter 1939/40 in Roxel einquartiert waren, zu Beginn des sogenannten ‚Westfeldzugs‘ allmählich ins Bewusstsein. „Zu wissen, dass eine Menge der Jungen, mit denen sie gestern noch gescherzt und gesprochen haben, jetzt tot daliegen, geht den Dorfbewohnern noch mehr unter die Haut als die langsam steigende Zahl der Opfer innerhalb der

Pfarre“. Dieses Leid empfand auch Elisabeth Hömberg; sie sah aber auch den „Zusammenhang, der alles noch unerträglicher macht; denn das Gesetz des Krieges besagt: es gibt kein Sterben ohne ein Töten!“ (S. 51). Mit dieser Einsicht war zwingend die tägliche Sorge um das Leben ihres Mannes verbunden, der jetzt als Soldat in Frankreich stationiert war, die Sorge um ihr eigenes Überleben und das ihrer drei Kinder, beides partienweise herzerreißend geschildert. Diese Sorge stieg mit dem zunehmenden Luftkrieg, den Bomben auf Roxel und Münster, den Geschossen der Flak, die oftmals in der Nähe ihrer Wohnung herunterkamen. Bombeneinschläge in der Stadt Münster waren von Roxel aus zu hören, Brände ebenso zu sehen wie die Zerstörungen in der Innenstadt anlässlich von Stadtgängen. Kriegsalltag bedeutete ein im Kriegsverlauf zunehmendes Leben im Keller unter panischen Nachbarn, während die Autorin selbstbewusst und gestärkt durch die Ermutigungen ihres Mannes, die sie per Brief und während seiner ‚Fronturlaube‘ erfahren durfte, vergleichsweise Ruhe behielt und Übersicht bewahrte.

Hinzu kamen die Erschwernisse des Alltagslebens durch das Bezugsscheinsystem auf Lebensmittel und andere Waren, das Organisieren von Milch und Eiern auf umliegenden Bauernhöfen, das in den beiden letzten Kriegsjahren lebensgefährlich war, da man – wie Elisabeth Hömberg selbst erleben musste – an keinem Ort vor Tieffliegerangriffen geschützt war. Überlebenswille äußerte sich nicht zuletzt in umfangreicher körperlicher Garten- und Küchenarbeit, die für die hochschwängere Elisabeth Hömberg im Sommer 1944 umso anstrengender war. So hatte das Leben und Überleben im Krieg viele Facetten: Erfahrungen von Freundschaft, Hilfeleistungen bis hin zu großzügigen Geschenken zur Geburt ihrer Tochter Beata und zeitgleiche brutale Schrecken: Luftalarm „kam während der Nacht, und ich war im Halbschlaf, als ich merkte, dass jemand etwas auf mein Bett legte. ‚Was ist das?‘ fragte ich, und bekam darauf die Antwort von der ruhigen Stimme der Mutter Oberin, ‚Ich habe Ihnen Ihr Baby gebracht: wenn Sie sterben müssen, ist es besser, zusammen zu sterben““ (S. 163).

Mit größten Anstrengungen sicherte Elisabeth Hömberg ihr Überleben wie das ihrer Kinder. Spezifisch für sie war dann angesichts ihrer Idealisierung angloamerikanischer Truppen die Enttäuschung über das Verhalten von Truppenteilen bei der Besetzung Roxels, das von Plünderungen bis hin zu Vergewaltigungen reichte (z.B. S. 204f., 208). Insofern wurden für sie die Zeit der letzten Kampfhandlungen vor Ort zu einer „ekelhafte[n]“ Erfahrung: „Aber ihr, Väter und Mütter ... der britischen und amerikanischen Streitkräfte ..., würdet ihr glauben, dass eure Söhne und Brüder solche Dinge tun? Nein, sicher nicht. Ich auch nicht, bis heute! Oh, ich wünschte, ich könnte all den Schmutz aus meinem Gedächtnis waschen“ (S. 206).

Kirchliches Leben und individuelle Spiritualität: Als Tochter eines protestantischen Geistlichen wurde Elisabeth Hömberg durch ihren Mann in katholische Lebenswelten eingeführt, so auch beim Besuch der katholischen Messe, deren damalige lateinische Liturgie sie sehr berührte: „Trotz meines erbärmlichen Lateins scheint mir die lateinische Messe stets ergreifender zu sein als die deutschen Gebetstexte“ (S. 8) Ergriffen blieb sie durch „die alte vertraute Sprache der universalen Kirche“ (S. 9), vor allem aber, weil sie sich „zur Kirche hingezogen“ fühlte „wegen ihrer Stellungnahme gegen den Nationalsozialismus“ (S. 78). Persönlich bewegt durch die weltberühmten Predigten des Bischofs von Münster vom Sommer 1941, die „in aller Munde“ (S. 93) waren, kopierte sie diese „von einem heimlich geliehenen Manuskript“ (S. 219) nicht nur für sich, sondern auch für andere. Ihr Mann kommentierte die „Kampagne gegen die Kirche“ im Feldpostbrief: „Neunzig Prozent der Soldaten an der Front sind Christen. Zugegeben vielleicht laue Christen, aber sogar laue sind nicht erfreut

über solch eine Aktion. Die einzigen Leute, die Beifall zollen, sind die fünf Prozent Gegner des Christentums, und das sind sowieso die Unterstützer der Nazis“ (S. 96).

Im Pariser Oberkommando der deutschen Luftwaffe: Allein die offensichtlich von der Zensur nicht aufgedeckten Feldpostbriefe Albert Hömbergs,¹⁷ der ohne Zurückhaltung gegenüber dem Regime die NS-Propaganda der Kriegsjahre scharfsichtig entlarvte (z.B. S. 99) und Niederlagen und Kriegsende präzise voraussagte, verdient ein eigenes Buch und eine eigene Besprechung. Somit kann hier nur ein Aspekt gewürdigt werden: die analytische Klarheit der Kriegslageanalysen und Zukunftsperspektiven, die von einem in Schreibstuben und kartographischen Abteilungen beim Oberkommando der Luftwaffe in Paris tätigen einfachen Soldaten – Albert Hömberg verweigerte den ihm als promoviertem Historiker möglichen Aufstieg ins Offizierskorps – entwickelt werden. Beispielhaft sei das gescheiterte britisch-kanadische Landungsunternehmen bei Dieppe 1942 genannt, das gleichsam als Generalprobe zum D-Day, der Landung der Alliierten in der Normandie, gedacht war. Die Schwächen dieses Angriffs bestimmt Hömberg in seinem Brief vom 20. August 1942 ebenso präzise wie das Szenario, das am 6. Juni 1944 Wirklichkeit werden sollte. Trotz aller Eroberungen der Wehrmacht sah er von Anfang an die totale Niederlage voraus, die er sich auch als solche wünschte, weil seiner Überzeugung gemäß nur so eine wie auch immer geartete Neuauflage der ‚Dolchstoßlegende‘ vermieden werden könne. Daher sein Kommentar zum Scheitern des 20. Juli 1944: „Denn dieser Krieg kann, worauf ich immer hingewiesen habe, nur durch Adolf Hitler zum erwünschten Ende gebracht werden“ (S. 158), d.h. zur totalen Niederlage. Den in Paris stationierten hohen Offizieren attestierte er einen „Hass auf Verantwortung. Sie verweigern sich nicht der Arbeit – denn die wird ohnehin von den Untergebenen erledigt –, aber es ist unmöglich, jemanden zu finden, der für einen eingeschlagenen Kurs Verantwortung übernehmen will. Das deutsche Offizierscorps wird niemals in der Lage sein, einen entscheidenden Schlag für die Freiheit Deutschlands zu tun“ (S. 137). Ebenso hellseherisch fallen im Januar 1945 seine Zukunftsszenarien der Nachkriegszeit, die Bestimmung der Rolle Stalins und Sowjetrusslands aus bis hin zur Annahme, dass die künftige deutsche Ostgrenze an der Oder verlaufen könnte, was ihm in der Kriegsgefangenschaft dann zur Gewissheit werden sollte.

Nachkrieg in Münster 1945/46: Chaos und Entbehrungen – erst im August 1945 weiß Elisabeth Hömberg, dass ihr Mann noch am Leben ist –, Plünderungen und Gewalt durch bislang als Gefangene oder Zwangsarbeiter lebende *Displaced Persons*, Eindrücke von der zerstörten Stadt Münster, der Aufbau der Zivilverwaltung und die Vergeblichkeit der Briten, „die völlige Eliminierung aller Nazi-Elemente“ (S. 210, vgl. auch S. 238) zu sichern, dies und mehr beschreibt die zur Dolmetscherin des Stadtkommandanten aufgestiegene Elisabeth Hömberg in ihren Tagebucheintragungen vom April 1945. Eindrucksvoll ist auch die Beschreibung des Auftretens des Bischofs von Münster, Graf von Galen, vor dem Stadtkommandanten. Gespräche, an denen Elisabeth Hömberg mit erkennbarer Sympathie für den Bischof teilnahm, der selbstbewusst die „Wiederherstellung von Recht und Ordnung“ (S. 219) einforderte; bewegend auch die Beschreibungen des Elends der Flüchtlinge aus dem Osten, die im zerstörten Münster untergebracht werden mussten, und die kritischen politischen Kommentare Elisabeth Hömbergs zur Politik der Westalliierten und zur Zulassung von Parteien (vgl. S. 263ff., 273ff., 290). Hömberg sah ein demokratisches Lernpotential und die Bereitschaft

¹⁷ Elisabeth Hömberg hatte die Briefe in einem Metallbehälter im Garten vergraben, „damit sie nicht der Gestapo in die Hände fielen“ (S. 236); vgl. auch S. 275f.

vieler Deutschen, daran mitzuwirken. Gerade deshalb betonte sie, dass es „Unsinn“ sei, „sie zu Demokraten machen zu wollen, indem man sie autokratisch regiert“ (S. 294).

Insgesamt ist die Führung des detaillierten Tagebuchs als alleinstehende Mutter mit drei Kindern – zudem zeitweilig schwer erkrankt – mit dieser Rezension nicht hinreichend zu würdigen. Dies gilt gleichermaßen für Aufzeichnungen und Reflexionen Albert Hömbergs in amerikanischer Kriegsgefangenschaft; anfänglich extreme Hungererfahrungen wurden Dank seiner Dolmetschertätigkeit überwunden, so dass er gar Gelegenheit zu historisch-politischen Reflexionen fand. Mitte April 1946 war die Familie Hömberg nach sechs Jahren Trennung wieder vereint. Ob Albert und Elisabeth Hömberg im Wissen um das verbreitete Schweigen angesichts der Pogromnacht 1938, der Grausamkeit der deutschen Kriegführung im Osten und der Rede Hitlers von der „Endlösung“ des Judenproblems“ (S. 125) schon während des Krieges hätten wissen können, was mit den deportierten Juden geschah, und ob Albert Hömberg die Umstände der Deportationen aus Frankreich vom nahe Paris gelegenen Sammellager Drancy bekannt waren, ist nicht mehr zu klären. Richtig bleibt sein Diktum: „Ist es Sünde, als Deutscher geboren zu sein? Nein, aber es war Sünde, sich ruhig zu verhalten, als man hätte reden müssen. Ich wusste, auf welchen Weg unser Land geführt wurde und doch habe ich geschwiegen. Warum? Weil ich feige war, weil wir alle Feiglinge waren!“ (S. 253). Fazit: ein bewegendes, hellsichtig-aufrüttelndes, ja gewissenbildendes Buch, das nur zu empfehlen ist!

Münster

Bernd Weber

Jürgen Scheffler/Stefan Wiesekopsieker (Hg.), *Starke Frauen in der Kunst. Künstlerinnen im Aufbruch zur Moderne*. Von Ida Gerhardt bis Ilse Häfner-Mode. Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2018. 124 S., brosch., € 14,90.

Um es vorweg zu nehmen: Die Publikation ist das gelungene Resultat einer institutionellen Kooperation zwischen dem Lippischen Heimatbund und dem Städtischen Museum Lemgo, vertreten durch die Herausgeber Stefan Wiesekopsieker und Jürgen Scheffler. Sie waren die Initiatoren eines Forschungsprojekts, das seit 2012 im Arbeitskreis „Lippische Künstlerinnen“ der Fachstelle Geschichte des Lippischen Heimatbundes Beachtliches geleistet hat: Durch intensive Recherchen eines bunt gemischten Teams aus beruflich und privat Engagierten, Fachleuten und Laien, Männern und Frauen entstand ein schlüssiges Ausstellungskonzept samt Begleitpublikation. Im Mittelpunkt stehen das Leben und Werk von zwanzig Künstlerinnen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit einem Bezug zu Lippe. Von den hier Porträtierten sind acht in der Region geboren und ihr lebenslang verbunden geblieben, während andere aufgrund persönlicher Umstände, durch Flucht oder aus künstlerischer Motivation nach Lippe gekommen sind. Somit ist die regionale Beziehung ein zentrales Auswahlkriterium; ein weiteres ist das der „Bildenden Kunst“ mit fließenden Übergängen „zwischen Dilettantismus und Professionalität, zwischen Hobby und Berufstätigkeit“, wie Irene Below in ihrer profunden und inspirierenden Einleitung ausführt (S. 13). Das künstlerische Spektrum reicht von der Malerei und Grafik in ganz eigenständiger Form und der Angewandten Kunst in den unterschiedlichsten Bereichen bis hin zur Fotografie. Die qualitativ durchweg hochwertigen Abbildungen erlauben einen kleinen Einblick in die faszinierenden Motivwelten der Künstlerinnen und Fotografinnen.